

Die Frage nach Gott in der deutschen Literatur

Teil 3: Vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart



Das Bild „Die Kathedrale“ (1886) von James Ensor (1860-1949) zeigt die Kirche im Zeitalter der Massen und passt gut zu Benns Formulierung „Auf deinem grauen Stein von Notre-Dame“ in seinem Gedicht „Verlorenes Ich“.

Im ersten und zweiten Teil unserer Literaturbetrachtung, der die Frage nach Gott zu Grunde liegt, haben wir einen weiten Weg zurückgelegt. Rund 1000 Jahre sind wir durch die großen überlieferten Werke gewandert, von den ältesten Zeugnissen deutscher Literatur wie dem Hildebrandslied über die großen epischen Dichtungen des hohen Mittelalters zum Zeitalter der Glaubenskriege, aus dem der Gedanke der Toleranz erwächst, bis zu unseren Klassikern Goethe und Schiller. Zuletzt sind wir bei dem romantischen Dichter Eichendorff angekommen, der angesichts eines vom Scheitern bedrohten Lebensweges seine Zuflucht bei Gott gesucht hat.

Die Zeit der Romantik ist zugleich die Epoche, in der viele Reste des Mittelalters endgültig weichen müssen. Säkularisation (Auflösung der geistlichen Territorien sowie der meisten Klöster) und Mediatisierung (Verlust der Reichsunmittelbarkeit) verändern die Landkarte in Deutschland. Der Kaiser dankt ab; der Papst hat kaum noch Bedeutung. Durch Abschaffung der Erbuntertänigkeit sowie Aufhebung des Zunftzwanges werden die Voraussetzungen geschaffen für eine liberale Wirtschaftsordnung. Diese wiederum bildet zusammen mit dem Aufkommen von Maschinen die Vorbedingung für die Entstehung der modernen Industriegesellschaft mit ihrer Verstädterung und Vermassung. Kurz gesagt: Die Wurzeln der modernen Welt liegen in der Epoche, die der Französischen Revolution und den Kriegen Napoleons folgt. Noch der alte Goethe hat die gewaltigen Veränderungen wahrgenommen und eher mit Sorgen betrachtet. In „Wilhelm

Meisters Wanderungen“ heißt es einmal, das Maschinenzeitalter wälze sich heran, nichts werde in Zukunft mehr so sein, wie man es heute noch erlebe.

Es liegt auf der Hand, dass es der christliche Glaube im aufziehenden Zeitalter der Industrie, der Technik und der Massen schwerer haben wird, sich zu behaupten, als jemals zuvor. Das wird von nun an seinen Niederschlag auch in der deutschen Literatur finden. Aber zunächst befinden wir uns noch im Zeitalter der Romantik.

1799 schreibt Friedrich von Hardenberg (1772-1801), genannt Novalis, seinen Aufsatz „Die Christenheit oder Europa“. Darin heißt es:

„Es waren schöne, glänzende Zeiten, wo Europa e i n christliches Land war, wo e i n e Christenheit diesen menschlich gestalteten Weltteil bewohnte; e i n großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reichs. Ohne große weltliche Besitztümer lenkte und vereinigte e i n Oberhaupt die großen politischen Kräfte. E i n e zahlreiche Zunft, zu der jedermann Zutritt hatte, stand unmittelbar unter demselben und vollführte seine Winke und strebte mit Eifer seine wohltätige Macht zu befestigen. ...

Alle pflegten diese auserwählten, mit wunderbaren Kräften ausgerüsteten Männer wie Kinder des Himmels, deren Gegenwart und Zuneigung mannigfachen Segen verbreitete. Wie heiter konnte jedermann sein irdisches Tagwerk vollbringen, da ihm durch diese heiligen Menschen eine sichere Zukunft bereitet und jeder Fehltritt durch sie vergeben ... wurde. Sie waren die erfahrenen Steuerleute auf dem großen unbekannten Meere, in deren Obhut man alle Stürme gering schätzen und zuversichtlich auf eine sichere Gelangung und Landung an der Küste der eigentlichen vaterländischen Welt rechnen durfte. ... Sie predigten nichts als Liebe zu der heiligen, wunderschönen Frau der Christenheit, die mit göttlichen Kräften versehen, jeden Gläubigen aus den schrecklichsten Gefahren zu retten bereit war. ... Mit welcher Heiterkeit verließ man die schönen Versammlungen in den

geheimnisvollen Kirchen, die mit ermunternden Bildern geschmückt, mit süßen Düften erfüllt und von heiliger erhebender Musik belebt waren. ...Rom selber war



Jerusalem, die heilige Residenz der göttlichen Regierung auf Erden geworden. Fürsten legten ihre Streitigkeiten dem Vater der Christenheit vor, und willig ihre Kronen und ihre Herrlichkeit ihm zu Füßen. ... Das waren die schönen wesentlichen Züge der echt katholischen oder echt christlichen Zeiten.“

Novalis ist von Haus aus – wie die meisten seiner romantischen Dichterkollegen – keineswegs Katholik. Seine Eltern sind Freunde der Herrnhuter Brüdergemeine und erziehen ihre Kinder im Sinne eines eher nüchternen, auf praktisches Tätigsein im Geiste christlicher Nächstenliebe ausgerichteten Christentums. Mit seiner Sympathie für das Katholische steht er aber nicht allein.

Die meisten Romantiker sind im Grunde schwierige Intellektuelle, studierte oder noch studierende Leute, die sich in den Universitätsstädten Jena (ab 1798), Heidelberg und Berlin (ab 1804) begegnen. Als kritische Akademiker sehnen sie sich nach einer vermeintlich heilen Welt, wie es sie in ihren Augen einmal gegeben hat, nämlich in der katholischen Welt des (idealisierten) Mittelalters.

Übrigens ist dieselbe Haltung und dieselbe Sehnsucht auch viel später, im 20. Jahrhundert, bei Gottfried Benn (1886-1956) vorhanden. Und deshalb wollen wir einmal etwas vorausgreifen und hier schon darauf eingehen.

Als Sohn eines protestantischen Pfarrers hat Benn bereits als Medizinstudent beim Sezieren den Glauben seiner Kindheit verloren. Das Gespenst des Nihilismus kann er nur leidlich bannen durch die Flucht in die Ästhetik, also durch das Bemühen, Formvollendetes, vor allem in der Lyrik, zu schaffen. In seiner Orientierungslosigkeit wird er 1933 –Gott sei Dank, nur vorübergehend – anfällig für die NS-Rassenideologie und den Führerstaat. Aber die Sehnsucht nach Geborgenheit in einer christlich geprägten heilen Welt begleitet ihn offensichtlich sein Leben lang. Dies wird vor allem belegt durch sein

wunderbares Gedicht „Verlorenes Ich“, das ich hier ganz einfügen möchte:

Verlorenes Ich

*Verlorenes Ich, zersprengt von Stratosphären,
Opfer des Ion-: Gamma-Strahlen-Lamm-,
Teilchen und Feld-: Unendlichkeitsschimären
auf deinem grauen Stein von Notre-Dame.*

*Die Tage gehn dir ohne Nacht und Morgen,
die Jahre halten ohne Schnee und Frucht
bedrohend das Unendliche verborgen -
die Welt als Flucht.*



*Wo endest du, wo lagerst du, wo breiten
sich deine Sphären an? – Verlust, Gewinn:
Ein Spiel von Bestien: Ewigkeiten,
an ihren Gittern fliehst du hin.*

*Der Bestienblick: die Sterne als Kaldaunen,
der Dschungeltod als Seins- und
Schöpfungsgrund,
Mensch, Völkerschlachten, Katalaunen (451 Sieg über die
Hunnen)
hinab den Bestienschlund.*

*Die Welt zerdacht. Und Raum und Zeiten
und was die Menschheit wob und wog, -
Funktion nur von Unendlichkeiten -,
die Mythe log.*

*Woher, wohin-, nicht Nacht, nicht Morgen,
kein Evoe, kein Requiem, (Evoe=Jubelgesang)
du möchtest dir ein Stichwort borgen,
allein bei wem?*

*Ach, als sich alle einer Mitte neigten
und auch die Denker nur den Gott gedacht,
sie sich dem Hirten und dem Lamm verzweigten
wenn aus dem Kelch das Blut sie rein gemacht,*

*und alle rannen aus der einen Wunde,
brachen das Brot, das jeglicher genoss -,
o ferne, zwingende, erfüllte Stunde,
die einst auch das verlorene Ich umschloss.*

(Kleine Erläuterung: Trotz unseres gigantischen Wissens, angedeutet durch Begriffe aus der Physik, der Evolutionstheorie und der Geschichte, finden wir keine Orientierung mehr. Das Denken hat ein geschlossenes, sinngebendes Weltbild zerstört. Unsere Wurzeln liegen aber im christlichen Mittelalter, sie gründen auf dem „grauen Stein von Notre-Dame“. Die Sehnsucht danach ist uns geblieben, kann aber wohl nicht mehr erfüllt werden.)

Nun aber zurück ins 19. Jahrhundert. Da wächst nach der Generation der Romantiker eine ganz anders geartete Schar von Literaten und echten Dichtern heran. Diese Männer (Frauen gehören nicht dazu), zwischen 1810 und 1820 geboren, werden nicht mehr träumen von einer entschwundenen heilen Welt, die einmal wiederkehren soll, sie werden auch nicht mehr Halt im christlichen Glauben suchen oder finden. Vielmehr werden sie sich nüchtern der Gegenwart zuwenden, soziale Missstände anprangern - wie Georg Büchner - oder die Verlogenheit der herrschenden Moral entlarven wie der nur sechs Jahre jüngere Theodor Fontane, der Büchner um über sechzig Jahre überleben wird.

Für unser Thema ist es von Belang, warum Büchner und Fontane nicht haben zum christlichen Glauben finden können. Sie stehen damit übrigens exemplarisch für weitere bedeutende Schriftsteller wie etwa Theodor Storm (1817-1888) und Gottfried Keller (1819-1890).

Georg Büchner (1813-1837), Arztsohn, Medizinstudent und schließlich angehender Professor (er stirbt bereits mit 24 Jahren), schreibt 1835 das Revolutionsdrama „Dantons Tod“. Darin stehen Sätze, die offenbaren, dass der junge Büchner, der mit 22 Jahren bereits selbst ein gescheiterter, steckbrieflich gesuchter Revolutionär ist, bis zum Nihilismus resigniert hat. Seinen Danton lässt er sagen: „Die Welt ist das Chaos. Das Nichts ist der zu gebärende Weltgott.“

Der ebenfalls zum Tode verurteilte Camille Desmoulins spricht, indem er Christus meint: „Der glücklichste Mensch war der, welcher sich einbilden konnte, dass er Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist sei“.

Im Gefängnis wird von den Todgeweihten die Frage erörtert, ob es einen Gott gibt; nein, vielmehr wird „bewiesen“, dass es einen Gott gar nicht geben könne. Da nämlich die Welt nicht vollkommen sei, könne es auch keinen vollkommenen Gott als Schöpfer dieser Welt geben. „Wie wollen Sie denn aus einer unvollkommenen Wirkung auf eine vollkommene Ursache schließen? ... Schafft das Unvollkommene weg, dann allein könnt ihr Gott demonstrieren.“



Vor allem beruft sich Büchner auf das Leiden in der Welt und sein Gefühl, das sich dagegen empört. Wir haben schon einmal gehört, dass er fragt: „Warum leide ich?“, um dann festzustellen: „Das ist der Fels des Atheismus“. Im „Woyzeck“ geht Büchner so weit, dass er die Religion wie ein „Opium des Volkes“ darstellt – noch Jahre, bevor Karl Marx diese Formulierung prägt. Einfache Leute wie Woyzeck und Marie leiden unter den rigorosen Moralvorstellungen, wie sie von der Kirche

gepredigt werden, und müssen sich vorwerfen lassen, ohne Tugend und Moral zu leben. Aber kann und darf man dem wirklich zustimmen, wenn Woyzeck auf solche Vorhaltungen mit dem Satz antwortet:

„Wir gemeine (=einfache) Leut, das hat keine Tugend, es kommt einem nur so die Natur.“ Sinkt der Mensch hier nicht zum Tier herab? Sind das nicht gefährliche Konsequenzen eines Lebens ohne Gott und ohne eine Religion, in der doch die sittlichen Werte und Normen verankert sind – so wie wir es in Schillers Gedicht „Worte des Glaubens“ gehört haben?

*Gemäßigter als Georg Büchner ist
T h e o d o r F o n t a n e .*

Als er „Effi Briest“ schreibt, ist er ja auch bereits hoch in den Siebzigern (76) und entsprechend abgeklärt. Er zürnt nicht und er verachtet die Kirche auch nicht. Mit den Pastoren Lorenzen im



„Stechlin“ und Niemeyer in „Effi Briest“ hat er sympathische, weise und gütige literarische Gestalten geschaffen. Als aber Effi Briest im Unglück lebt, von Innstetten wegen ihres Techtelmechtels mit dem flotten Crampas verstoßen und von ihrem einzigen Kind Anni getrennt, in einer bescheidenen Wohnung in Berlin - Kreuzberg, da sagt sie zu ihrer treuen Roswitha, die ihr als Hilfe noch geblieben ist:

„Was soll ich denn machen? Ich kann doch nicht den ganzen Tag am Fenster sitzen und nach der Christuskirche hinübersehen. Sonntags beim Abendgottesdienst, wenn die Fenster erleuchtet sind, sehe ich ja immer hinüber, aber es hilft mir auch nichts, mir wird dann immer noch schwerer ums Herz.“

„Ja, gnädige Frau, dann sollen Sie mal hineingehen. Einmal waren Sie ja schon drüben.“

„Oh, schon öfter. Aber ich habe nicht viel davon gehabt. Er predigt ganz gut und ist ein sehr kluger Mann, und ich wäre froh, wenn ich das Hundertste davon wüsste. Aber es ist doch alles bloß, wie wenn ich ein Buch lese, und wenn er dann so laut spricht und herumficht und seine schwarzen Locken schüttelt, dann bin ich aus meiner Andacht heraus.“

Bei Gerhart Hauptmann (1862-1946) hingegen ist die religiöse Bindung wieder viel wichtiger. Hauptmann, als junger Dramatiker noch von dem alten Theaterkritiker Fontane als Talent entdeckt und gewürdigt, bemüht sich lebenslang um den Glauben. Er wünscht, nach seinem Tode auf Hiddensee in einer Mönchskutte und mit dem Neuen Testament auf der Brust beigesetzt zu werden, und das ist 1946 auch so geschehen.

In seinem sozialen Drama „Die Weber“ (1892) schildert der dreißigjährige Gerhart Hauptmann Entstehung, Verlauf und Niederschlagung des Weberaufstandes, der 1844 in seiner Heimat stattgefunden hat. So ungewöhnlich es für ein Theaterstück ist, dass im fünften Akt bisher noch unbekannte Personen erscheinen, so sehr sticht der alte Hilse von den übrigen Webern ab. Wir treffen ihn an beim Morgengebet:



„Du lieber Herrgott, mir kenn dir gar nicht genug Dank bezeigen, dass du uns auch diese Nacht in deiner Gnade und Giete und hast dich unser erbarmt. Dass wir auch diese Nacht nich han keen' Schaden genommen, Herr, deine Giete reicht so weit, und mir sein arme, sindhafte Menschenkinder, ni wert, dass dei Fuß uns zertritt, aso sindhaftich und ganz verderbt sein mir. Aber du, lieber Vater, willst uns

ansehn und annehmen um deines teuren Sohnes, unsers Herrn und Heilands Jesus Christus willen. Jesu Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid. Und wenn auch mir und mir wern manchmal kleenmietig under deiner Zuchtrute – wenn und der Owen d'r Läuterung und brennt gar zu rasnich heiß – da rech's uns ni zu hoch an, vergib uns unsre Schuld. Gib uns Geduld, himmlischer Vater, dass mir nach diesem Leeden und wern teilhaftig deiner ewigen Seligkeit. Amen.“

Man könnte hier mit Marx wieder von der Religion als dem verabreichten Opium sprechen, damit der kleine Mann willig alle Ausbeutung erträgt – in der Hoffnung auf Vergeltung im erträumten Jenseits. Aber das Erstaunliche am Vater Hilse ist, dass er einen klaren Kopf behält – ganz im Unterschied zu den aufsässigen anderen Webern. Als ihm der am Aufstand beteiligte und bereits alkoholisierte alte Weber Baumert zuruft, er solle mit der Schinderei aufhören und auch mal so wie er Schnaps trinken, entgegnet Hilse: „Ich trinke nie keen Schnaps.“ Baumerts Antwort : „Das war in d'r alten Welt, heut sind mir in einer andern Welt, Gustav!“

Für Hilse ist die andere, bessere Welt nicht im Diesseits; er sieht klar, dass die Aufständischen keine Chance haben. Und als Christ ist er überzeugt, den Platz behaupten zu müssen, an den ihn sein himmlischer Vater gesetzt hat. Zu seinem Sohn Gottlieb sagt er: „Das Häufel Himmelsangst und Schinderei, das ma Leben nennt, das ließ man gerne genug im Stiche. Aber dann, Gottlieb, dann kommt was – und wenn man sich das auch noch verscherzt, dernachert ist's

erschüttert ganz alle.“

*Der tragische Ausgang des Weberdramas besteht gerade darin, dass eine der ersten Kugeln, mit denen das anrückende preußische Militär den Aufstand blutig niederschlägt, den alten Hilse an seinem Arbeitsplatz trifft. Gewiss sollte man dieses Ende nicht als Kritik Hauptmanns am Verhalten des frommen Webers Hilse interpretieren. Vielmehr macht der Autor dadurch deutliche, dass bei jeder Erhebung – wie auch bei ihrer Bekämpfung – das Blut Unschuldiger vergossen wird. Hauptmann selbst ist kein revolutionärer Dichter, wie man immer wieder behauptet hat. Er will nur zeigen, wie es zu solchen Konflikten kommt. Er möchte Verständnis für alle Beteiligten und vor allem das Mitleid wecken für die Unterdrückten und Ausgebeuteten. Der alte Baumert sagt zu Vater Hilse, der sich über sein Betragen wundert:
„Ich wollte ja gerne nich mitmachen. Aber sieh ock, Gustav, d'r Mensch muss doch a eenziges Mal an Augenblick Luft kriegen.“*

Nun noch zu einigen Schriftstellern des 20. Jahrhunderts:

Hier haben wir sehr verschiedene Haltungen zum christlichen Glauben – so wie sie ja auch in unserer Gesellschaft heute vorhanden sind. Die einheitliche christlich – abendländische Kultur ist seit der Aufklärung und seit dem Hervortreten des krassen Atheismus im 19. Jahrhundert mehr und mehr aufgelöst worden. Daran haben auch die Träume der Romantiker und vereinzelte christliche Autoren nichts ändern können; ich denke etwa an Rudolf Alexander Schröder oder Werner Bergengruen. Vorherrschend sind weniger kämpferisch-spöttische Stimmen wie bei Bertolt Brecht, sondern eher kritisch-skeptische, die vor allem die Katastrophen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, also die Weltkriege, die Verbrechen Stalins und Hitlers und da wiederum in erster Linie den Holocaust, nicht vereinbaren können mit einer liebevollen und

weisen göttlichen Führung.

Für viele Dichter gilt: Antworten auf die letzten Fragen werden zwar gesucht, aber nicht gefunden. So ist es bereits in den 1901 erschienenen „Buddenbrooks“ von Thomas Mann (1875-1955).

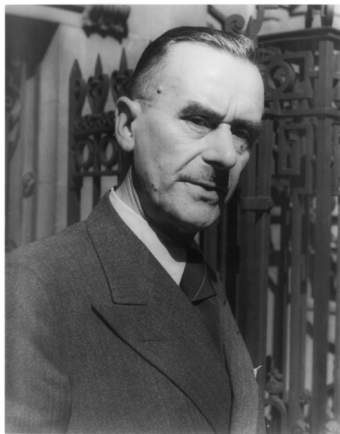
Als der Senator Thomas Buddenbrook mehr und mehr das Gefühl hat, sein Leben – obwohl er noch keine fünfzig Jahre alt ist – könnte bald zu Ende gehen, sucht er nach Wahrheit, die auch im Tode bestehen kann. Zufällig gerät er an ein Buch, in dem die Überschrift eines Kapitels, in das er sich immer mehr vertieft, lautet: „Über den Tod und sein Verhältnis zur Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich“. Es ist der zweite Band von Arthur Schopenhauers Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“, den er in Händen hält. Ich zitiere aus den „Buddenbrooks“:

„Was war der Tod? ... Ende und Auflösung? ... Was würde enden und was sich auflösen? Dieser sein Leib – diese seine Persönlichkeit und Individualität, dieses schwerfällige, störrische, fehlerhafte und hassenswerte Hindernis, etwas anderes und Besseres zu sein! ... Durch die Gitterfenster seiner Individualität starrt der Mensch hoffnungslos auf die Ringmauern der äußeren Umstände, bis der Tod kommt und ihn zu Heimkehr und Freiheit ruft. ... In meinem Sohne habe ich fortzuleben gehofft? In einer noch ängstlicheren, schwächeren, schwankenderen Persönlichkeit? Kindliche, irregeführte Torheit! ... Wo ich sein werde, wenn ich tot bin? Aber es ist so leuchtend klar, so überwältigend einfach! In allen denen werde ich sein, die je und je Ich gesagt haben, sagen und sagen werden: besonders aber in denen, die es voller, kräftiger, fröhlicher sagen. ...“

Von Gott und einem Fortleben in einer jenseitigen Welt ist hier mit keinem Wort die Rede. Und die welt- und lebensverneinende Philosophie Schopenhauers ist bereits vom Geiste Nietzsches durchdrungen, wenn der Wunsch geäußert wird in den Gesunden und Starken weiterzuleben. Allerdings bleibt die Lektüre Schopenhauers im Leben des Thomas Buddenbrook nur eine Episode. Er fällt zurück in seine überkommenen Vorstellungen, was

von Thomas Mann nicht ohne Ironie geschildert wird:

„So ... geschah es, dass Thomas Buddenbrook, der die Hände verlangend nach hohen und letzten Wahrheiten ausgestreckt hatte, matt zurücksank zu den Begriffen und Bildern, in deren gläubigem Gebrauch man seine Kindheit geübt hatte. Er ging umher und erinnerte sich des einigen und persönlichen Gottes, des Vaters der Menschenkinder, der einen persönlichen Teil seines Selbst auf die Erde entsandt hatte, damit er für uns leide und blute, der am



jüngsten Tage Gericht halten würde, und zu dessen Füßen die Gerechten im Laufe der dann ihren Anfang nehmenden Ewigkeit für die Kümmernisse dieses Jammertales entschädigt werden würden.“

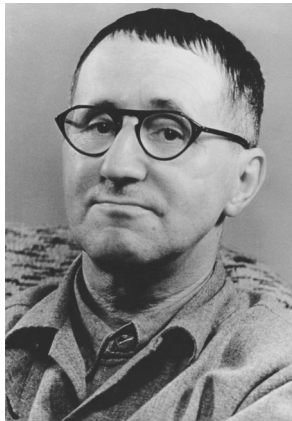
Da der Senator Thomas Buddenbrook auch hierzu wichtige Fragen hat, zum Beispiel, ob die Seele gleich nach dem Tode in den Himmel gelangt, erwägt er, den Pastor Pringsheim danach zu fragen, unterlässt es dann aber, weil ihm solche Fragen zu peinlich sind. Und da er mit den letzten Dingen nicht ins Reine kommt, beschließt er, wenigstens sein Testament zu machen. Bald darauf stirbt er nach einem Zahnarztbesuch an den Folgen eines Schwindelanfalls, der ihn, den stets so korrekten und auf Reputation bedachten Senator, buchstäblich in der Gosse verenden lässt.

Für mich ist diese Stelle in den „Buddenbrooks“ immer ein erschütterndes Zeugnis dafür gewesen, wie wir unser Leben in Unwissenheit und Unklarheit der letzten Dinge verbringen – bis es zu spät ist und uns der Tod ereilt.

Einer der bekanntesten und – vor allem von den sogenannten Achtundsechzigern – hochgeschätzten Stückeschreiber und Autor von Gedichten ist der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts lebende Bertolt Brecht (1898-1956). Ich muss bekennen, dass ich niemals ein Brecht-Fan gewesen bin und das ist auch heute noch so. Ganz gelungen finde ich eigentlich nur einige Gedichte von

ihm und am besten gefällt mir davon „An die Nachgeborenen“. Es beginnt mit den Worten:

*„Wirklich, ich lebe in finsternen Zeiten!“ Und Brecht fährt fort:
„In die Städte kam ich zur Zeit der Unordnung,
als da Hunger herrschte.
Unter die Menschen kam ich zur Zeit des Aufruhrs
und ich empörte mich mit ihnen.
So verging meine Zeit,
die auf Erden mir gegeben war.“*



Brecht lebte von 1898 bis 1956. Lazarettendienst im 1. Weltkrieg, Hunger, Revolution und Auflösung der bürgerlichen Moral lassen ihn zum Nihilisten werden. In seinem Song „Vom armen B.B.“ heißt es:

„In mir habt ihr einen, auf den könnt ihr nicht bauen.“ Und weiter:

„Wir wissen, dass wir Vorläufige sind.

Und nach uns wird kommen nichts Nennenswertes.

Bei den Erdbeben, die kommen werden, werde ich hoffentlich meine Virginia nicht ausgehen lassen durch Bitterkeit.

*Ich, Bertolt Brecht, in die Asphaltstädte verschlagen
aus den schwarzen Wäldern in früher Zeit.“*

(Erläuterung: Brecht wurde in Achern geboren, am Rande des Schwarzwaldes)

Vom Nihilisten wird Brecht zum Kommunisten, der mit der Feder für eine gerechtere Welt kämpft. Zu diesem Kampf gehört für ihn auch das Verächtlichmachen der Religion. In seinem Stück „Der gute Mensch von Sezuan“ (1938-1940 geschrieben) kommen drei Götter auf die Erde, um e i n e n guten Menschen zu finden. Der arme Wasserverkäufer Wang erkennt sie daran, dass sie kein Zeichen irgendeiner Beschäftigung aufweisen und wohlgenährt sind. Er bemüht sich um ein Quartier für die Götter. Das ist nicht so einfach. Einerseits stellen die Götter Anforderungen, weil sie sich zum Beispiel vor Spinnen ekeln. Andererseits werden sie von den

Menschen abgelehnt. Einer sagt: „Verschone uns mit deinen Göttern! Wir haben andere Sorgen!“ Als der dritte Gott fragt, ob sie denn so fürchterlich seien, klagt Wang, dass die Provinz Kwan seit Jahrzehnten von Überschwemmungen heimgesucht werde. Als Grund gibt Wang an, dass eben keine Gottesfurcht herrsche. Darauf antwortet der zweite Gott: „Unsinn! Weil sie den Staudamm verfallen ließen.“

Hier lässt Brecht also einen Gott selbst den Glauben an die Hilfe oder die Strafe der Götter als „Unsinn“ bezeichnen und erklärt, dass es allein auf das Tun der Menschen ankomme. Das ist noch weniger als der Spruch beinhaltet: Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott! Es bedeutet: Nur du kannst dir helfen; Gott oder Götter gibt es gar nicht! Dieselbe Aussage verdeutlicht noch einmal der Schluss des „Guten Menschen von Sezuan“: Auf einer rosaroten Wolke entschwinden die Götter mit den Worten: „Drum müsst ihr uns schon gestatten, heimzugehn in unser Nichts.“



W o l f g a n g B o r c h e r t (1921-1947), der wichtigste Autor der Zeit des 2. Weltkrieges und der ersten Nachkriegsjahre, lässt in seinem Stück „Draußen vor der Tür“ (1946) Gott auftreten als „den alten Mann, an den keiner mehr glaubt“. So steht es im Personenverzeichnis. Der neue Gott, das ist der Tod. Man darf ihn sich nicht mehr als Gerippe vorstellen. Er ist fett und gut gelaunt. Er sagt: „Naja, ich hab’ in diesem Jahrhundert ein bisschen Fett angersetzt. Das Geschäft ging gut. E i n Krieg gab dem andern die Hand. Wie die Fliegen kleben die Toten an den Wänden dieses Jahrhunderts.“ Als sich Gott über das ständige Rülpsen des Todes beklagt, antwortet er: „Überfressen. Glatt überfressen ... Rums! Tschuldigung.“ Gott selbst kann nur klagen: „Kinder, Kinder. Und ich kann es nicht ändern! Kinder, meine Kinder!“ Am Schluss des Stückes, als der heimgekehrte Beckmann stirbt, weil er immer draußen vor der Tür hat bleiben müssen, ruft er noch einmal verzweifelt aus: „Wo ist denn der alte Mann, der sich Gott nennt? Warum redet er denn nicht?“ Aber Gott schweigt. Und so lauten die letzten beiden verzweifelten Fragen Beckmanns: „Gibt keiner Antwort? Gibt denn keiner Antwort?“

Auch für die beiden ganz großen Dramatiker nach dem 2. Weltkrieg, Max Frisch (1911-1991) und Friedrich Dürrenmatt (1921-1990) gibt es keine Glaubensgewissheit. In dem Hörspiel „Herr Biedermann und die Brandstifter“ von M a x F r i s c h gelingt es dem Brandstifter Schmitz, sich im Hause des Herrn Biedermann einzunisten, indem er ihm nicht nur schmeichelt und ihm Menschlichkeit zuspricht, sondern mit der Frage, ob Herr Biedermann an Gott glaube, dessen Schwachstelle berührt und ausnutzt. Hören wir kurz zu: Schon zum Dienstmädchen, das er um Einlass bittet, sagt Schmitz, er suche nicht den Haarwasserfabrikanten Biedermann, sondern den Menschen Biedermann. So erreicht er, dass er trotz seines furchteinflößenden Aussehens eingelassen wird. Das Misstrauen, das Biedermann ihm zunächst entgegenbringt, überwindet er, indem er Biedermann versichert, dieser sei anders als die meisten

Menschen; er habe noch eine positive Einstellung, ein Gewissen und glaube an das Gute im Menschen. Dass die anderen nicht so seien, das liege am Schwinden der Religion. Hören wir ein wenig zu:

Schmitz: „Kein Glaube an Gott, das ist es.“



Biedermann: „Nehmen Sie doch Platz!“ ...

Schmitz: „Danke bestens. Glauben Sie an Gott?“

Biedermann: „Warum?“

Schmitz: „Haben Sie keine Sorge, Herr

Biedermann, ich bitte Sie nicht um ein

Bett, ich schlafe nie in einem Bett,...ein Unterschlupf auf dem Boden, sehen Sie, es genügt mir vollständig. ..

Biedermann: „Glauben Sie an Gott?“

Schmitz: „Wenn Sie mir's nicht krumm nehmen, Herr

Biedermann, ich habe meine Mühe.“

Biedermann: „Wieso?“

Schmitz: „Ich weiß nicht. Die Sintflut zum Beispiel. ...Weltkriege

sind ja auch kein Trost, finde ich. Wenn man sich so die

Überlebenden anschaut, eine ganze Arbeit, finde ich, so die Arbeit

für einen Herrgott, ist es nicht – oder finden Sie?“

Biedermann: „Ich muss schon sagen, ... also Sie haben schon eine Art, mein Herr, sich auszudrücken!“

Schmitz: „Nichts für ungut, Herr Biedermann, meinerwegen müssen

Sie nicht an Gott glauben, ich fragte nur so . Die meisten Leute

glauben heutzutage an die Feuerwehr.“

(Das Dienstmädchen Anna erscheint)

Schmitz: „Ah!“

Anna: „Kaltes Fleisch haben wir leider keines mehr.“

Schmitz: „Das genügt, Fräulein, das genügt. Wurst und Käse.

Bloß den Senf haben Sie vergessen.“ ...

Friedrich Dürrenmatt, immerhin ein Pfarrerssohn, hat den Glauben seiner Eltern nicht angenommen. Als Student heftet er ein Schild an seine Tür: „Friedrich Dürrenmatt, nihilistischer Dichter“. Trotzdem hat er natürlich über Glaubensfragen viel nachgedacht. Aber - im Unterschied zum mittelalterlichen Parzival – ist er niemals über den Zweifel hinweggekommen. Er hat sich



einmal über Zweifel und Glauben geäußert:

„Ich bin ein Mensch, der seinen Zweifel ebenso ernst nimmt wie den Glauben. Ich glaube, kein Mensch hat das Recht, seinen Zweifel zu unterdrücken, denn der Zweifel ist eigentlich das, mit dem ich reden muss. Das heißt, ich muss auch ihn akzeptieren. Ohne Zweifel gibt es auch keinen Glauben. Was Glaube ist, ist nur subjektiv zu erklären, nicht objektiv. Sobald man den Glauben objektiviert, ist es kein Glauben mehr, sondern ein Dogma. Das hat nichts mit Glauben zu tun.“

Noch kurz vor seinem Tod (Dürrenmatt starb an seinem vierten Herzinfarkt) hat Dürrenmatt gesagt:

„Bis jetzt habe ich keinen Gott gefunden, der mir einleuchtet. ... Sich einen persönlichen Gott vorzustellen, das ist heute eigentlich unmöglich geworden. ... Ich denke oft an meinen Vater, der sagte, es sei für ihn schrecklich zu denken, dass man nach dem Tode nichts mehr sei. Aber für mich ist das überhaupt nichts Schreckliches. ... Warum soll man sein? Also, wenn man nichts mehr ist, ist man eben nichts mehr.“

Als Kontrast möchte ich nun zwei noch lebende deutsche Schriftsteller einfügen, die dem christlichen Glauben positiv gegenüberstehen. Zunächst nenne ich die Pastorentochter G a b r i e l e W o h m a n n (geb. 1932).

In ihrem Roman „Bitte nicht sterben“ erzählt sie von einer schon sehr alten Frau, die zum Geburtstag Besuch von ihrem Pfarrer bekommt. Sie möchte mit ihm gern ein Gespräch führen über das, was sie am meisten beschäftigt, nämlich Sterben, Tod und die Hoffnung auf ein Leben danach. Aber der Pfarrer weicht aus. Wohmanns Kritik:

“Das stelle ich bei Pfarrern fest, dass sich die heutigen Pfarrer davor drücken, und viel lieber als halbe Sozialpädagogen auftreten. Oder sie sind Öko-Menschen und reden lieber von der gefährdeten Umwelt und den schmelzenden Gletschern als von Gott. Und haben

schon einfach eine gewisse Scheu, das Wort Gott auszusprechen. Ich weiß nicht, ob aus Angst, die Leute noch mehr zu vertreiben. Warum reden sie nicht über das, was sie sollten, nämlich die frohe Botschaft zu verkünden?“

Dann spricht sie über ihren eigenen Glauben:

„... Mein Lieblingsfest ist also wirklich Christi Auferstehung. ... Mit Weihnachten habe ich eher ein Problem, Christus als Baby, das leuchtet mir nicht so ein, ... damit beschäftige ich mich nicht, mit den Windeln und dem ganzen Kram. Ich habe ihn dann schon lieber als Erwachsenen und vor allem als Auferstehenden und dann Auferstandenen.“



Und noch ein ganz wichtiges Zitat von Gabriele Wohmann:

„Ich glaube, weil ich unbedingt nicht n i c h t glauben will. Also als ungläubiger Mensch auf dieser Erde herumzulaufen, das wäre mir so zuwider, das könnte ich überhaupt keinen Tag aushalten.“

Die Geborgenheit im Elternhaus hat gewiss wesentlich dazu beigetragen, dass Gabriele Wohmann – so kritisch und nüchtern sie doch sonst wirkt – ihren Glauben behalten hat. Sie schreibt:

„Mein Vater ... predigend, in seinem Talar. Da er ... so ein idealer Vater war, kam das eben dazu, dass ich mich nicht geniert habe, trotz Nazizeit, wo man sich eigentlich genießen musste als Pfarrerstochter, Pfarrerskind. ... Nun sagt man ja, gerade das kann erst recht zum Widerstand gegen die Eltern führen, dass man ganz anders denkt und sich ablöst. Da aber meine Eltern beide sich ergänzend, dermaßen wunderbare Eltern waren, hatte ich das überhaupt nicht nötig. Aber damals habe ich nicht viel über Gott und das nachgedacht. Es war einfach das Gefühl der Sicherheit.“

Arnold Stadler (geb. 1954), der einmal auf dem Weg gewesen ist, katholischer Theologe zu werden, ist heute ein äußerst kritischer Schriftsteller, der die Schwächen unserer Gesellschaft erbarmungslos aufdeckt, einer Gesellschaft, die nach dem Motto



lebt „mehr scheinen als sein“. Er sagt über die Auferstehung: „Das ist eine schöne Vorstellung, eine tröstliche.“ Ein frühchristlicher Apologet habe gesagt, das sei eine Wahrheit, die das Leben leicht und das Sterben sanft mache.

Aufs Ganze gesehen, bilden Wohmann und Stadler aber eher eine Ausnahme in der deutschen Gegenwartsliteratur. Im Allgemeinen wird da erzählt, wie das Leben so spielt. Da ist die Rede von der Unfähigkeit, miteinander auszukommen, von Ehebruch, Dreiecksbeziehungen, Sucht, Kriminalität, von Krankheit, Tod, auch von hemmungslosem Sex, von Einsamkeit und sozialer Ungerechtigkeit. Statt Vorbilder aufzurichten, wird lieber Kritik geübt, und zwar mehr an der Gesellschaft als am Einzelnen. Religiöse Fragen werden, wenn überhaupt, nur verschämt und indirekt angeschnitten – so ist es ja auch im wirklichen Leben unserer Gegenwart.



Der Büchner-Preis-Träger Martin Walser (geb. 1927) fühlt sich durch seine katholische Erziehung geradezu „beschädigt“. Man lese dazu sein Erinnerungsbuch „Ein springender Brunnen“. Darin steht: „Ich kann nichts in meinem Leben genießen, ohne daran zu denken, dass ich das

nicht darf. Ein katholisches Kind bleibt in gewisser Weise verkrüppelt.“ Und in der Büchner-Preis-Rede (1981) verweist er auf die Novelle „Lenz“, in der Georg Büchner den unglücklichen Sturm- und Drang- Dichter sagen lässt:

„Wär’ ich allmächtig, sehen Sie, wenn ich so wäre, ich könnte das Leiden nicht ertragen, ich würde retten, retten, retten.“ Walser dazu: „Ein Gott, der nicht hilft, ist keiner. ... Ein Gott, der nicht helfen kann, muss weg. Egal, wie schlimm der Leere-Horror sei, der dann folgt.“

Walsers letzte Bücher zeigen allerdings, dass er den „Leere-Horror“

nicht gut ertragen kann, denn in „Muttersohn“ und „Das 13. Kapitel“ klingt die Frage nach Gott immer wieder durch; eine klare Stellungnahme ist aber kaum ersichtlich. Immerhin hat Walser in dem Büchlein „Mein Jenseits“ 2010 bereits gesagt, im Konflikt zwischen Wissensgesellschaft und Glaubensgewissheit entscheide er sich für den Glauben. Ein anderer Ausspruch von Walser lautet: „Egal, ob es Gott gibt oder nicht, ich brauche ihn“. (Unter diesem Titel hat der SWR 2 am 24.3.2013 Martin Walsers Denken über die Religion dargestellt). Für unseren Zusammenhang ist vor allem Walsers Bekenntnis bedeutsam, das er bei einer Lesung aus „Muttersohn“ am 8.7.2011 ausgesprochen hat: Er sehne sich nach einer Zeit zurück, in der Literatur und Religion, Literatur und Glaube, Literatur und Mystik noch in eins gingen. Wem fällt dabei nicht Gottfried Benns Gedicht „Verlorenes Ich“ ein?



Ulla Hahn (geb. 1946), eine der bekanntesten modernen Lyrikerinnen, drückt in ihrem „Danklied“ ihr gegenwärtiges Verhältnis zu Religion und Gott so aus:

*„Ich danke dir, dass du mich nicht beschützt,
dass du nicht bei mir bist, wenn ich dich brauche. ...
Ich danke ... für jeden Fußtritt, der
mich vorwärts bringt zu m i r
auf m e i n e m Weg. Ich muss alleine gehen. ...“*

Leider verschwinden in unserer Zeit mit zunehmender Gleichgültigkeit dem christlichen Glauben gegenüber selbst die Relikte christlicher Bildung, wie sie zum Beispiel bei Theodor Fontane, Thomas Mann und sogar bei Bertolt Brecht noch zu finden sind. Immer weniger Kinder wachsen heute im christlichen Milieu auf und werden von klein auf christlichen Werten verpflichtet. Überhaupt nicht mehr zeitgemäß erscheinen Probleme, die einmal im Zentrum gestanden haben: Sünde und Vergebung, Heil der Seele und die Rechtfertigung vor Gott (trotz Martin Walsers Büchlein „Rechtfertigung“) sowie die Frage, wie sich die Forderungen des

Diesseits und die Vorbereitung auf das Jenseits in Einklang bringen lassen. Dabei war doch eben das einmal das Hauptproblem im „Parzival“ Wolfram von Eschenbachs.



Heutzutage kann man mit einem Buch wie der „Blechtrummel“ von Günter Grass sogar den Nobelpreis erhalten. Es ist ein Roman, in dem es von blasphemischen, also gotteslästerlichen Äußerungen, nur so wimmelt.

Günter Grass, der sich – obwohl ehemals SS-Mitglied – ja bekanntlich zum deutschen

Moralapostel aufgeschwungen und zum Beispiel nach Heinrich Bölls Tod (1985) erklärt hat, nun müsse er auch noch dessen moralisches Erbe schultern, dieser Günter Grass schreibt, der Katholizismus komme ihm vor wie ein rothaariges Mädchen, dem er die Haare umfärben möchte. Der Katholizismus gebe ihm nur Lästerungen ein.

In der „Blechtrummel“ nennt er Jesus den „Turner am Kreuz“ und stellt zum Jesuskind fest, als er dessen Skulptur in der Kirche betrachtet: „Der hatte meine (Oskar Matzeraths) Statur, mein damals noch nur als Gießkännchen benutztes Gießkännchen.“ Und wenig später heißt es: „Als Oskar das Gießkännchen des Jesusknaben, das fälschlicherweise nicht beschnitten war, eingehend betastete, streichelte und vorsichtig drückte, als wolle er es bewegen, spürte er auf teils angenehme, teils neu verwirrende Art sein eignes Gießkännchen, ließ daraufhin dem Jesus seines in Ruhe, damit seines ihn in Ruhe lasse.“ Und so weiter!

Dass wie Bertolt Brecht auch Günter Grass nicht zu meinen Lieblingsautoren zählt, werden Sie verstehen.

Zum Schluss noch die Frage: Hat sich in der modernen deutschen Literatur – wie in unserer Gesellschaft – der Glaube überholt?

Sigmund Freud hat einmal gesagt: „Wer nach dem Sinn des Lebens fragt, ist krank.“ Demnach wäre ich schwerkrank! Ich meine aber, dass wir ohne die Sinnfrage gar nicht leben könnten und

erinnere an das Wort Augustins: „Unruhig ist mein Herz, bis dass es ruht (Gott) in dir“.

Abschließend möchte ich noch einmal auf die Ersatzgötter verweisen, die sich einstellen, wenn der Mensch in Sinnlosigkeit zu versinken droht. Dann wird zum Beispiel die Vernunft als höchstes Wesen verehrt wie im Paris der Französischen Revolution oder es wird versucht, das Paradies auf Erden zu schaffen, auch wenn der Weg über Leichen geht. Auch können dann Menschen zu Gottheiten erhoben werden – wie mit Stalin, Hitler und Mao geschehen, obwohl sie alle in Wirklichkeit abscheuliche Verbrecher waren. Heute besteht eine neue Variante darin, dass das Geld zur Gottheit wird, obwohl es ja bekanntlich nicht glücklich macht.

Heinrich Heine, der doch – frei nach Schleiermacher – auch ein „Verächter unter den Gebildeten“ gewesen ist, hat gesagt: „Gott war immer der Anfang und das Ende meiner Gedanken.“

Wir sollten niemals vergessen, dass wir uns nicht uns selbst verdanken. Und wenn uns Ehrfurcht und ethische Normen, die nur Religion verbindlich begründen kann, abhanden kommen, dann wird es uns ergehen wie Goethes Zauberlehrling, der die Kräfte, die er entfesselt, nicht mehr beherrschen kann.

Trotz aller Zweifel, von denen schon im Mittelalter die Rede war, trotz aller Aufklärung (Erhellung) mit Hilfe des Verstandes und der Vernunft, trotz aller gescheiterten Ideologien zur vermeintlichen Menschheitsbeglückung, trotz aller Kriegsschrecken, Kriegsverbrechen und trotz allen Leidens in und an der Welt: die Sehnsucht wird bleiben, nämlich die Frage nach Gott.

Denn ohne Hoffnung, die im Transzendenten gründet, kann der Mensch das Leben, mit dem ja notwendig auch das Leid verbunden ist, kaum bestehen. Sie erst schafft die notwendige Distanz gegenüber allen irdischen Glücksverheißungen und bildet das Fundament für einen festen Standort. Vielleicht waren uns die heute weitgehend vergessenen Dichter des Mittelalters doch schon voraus mit ihrer Skepsis gegenüber der irdischen Welt und ihrem Glauben an eine Vollkommenheit, die es nur im Überirdischen geben kann.

